

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 33 [i.e. 32]

Artikel: Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645103>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sennersche in Wort und Bild

Nr. 33
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
18. August
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Zwei Gedichte von Walter Dietiker.

Die Stadt.

Noch träumt die Stadt, ganz in sich selbst versunken,
Nur tiefe Glocken tönen schlafestrunkn.
Die Häuser lächeln stumm wie müde Frauen,
In deren Schlummer milde Sterne schauen,
Indes die Bronnen ihre Märchen lallen,
Aus denen sibersame Perlen fallen.

Der Morgen dämmert, Blumen auf der Schwelle,
Die graue Stadt blinzit in die Sonnenhelle,
Schaut auf die Brücken, die zur Weite führen,
Auft nach den Bergen, blauer Ferne Türen,
Blickt auch empor, vom Wunder süß ergriffen,
Daß weiße Wolken durch die Lüfte schiffen.

Sie schaut, bis Flügel sich aus ihr erheben
Und ausgebreitet in die Ferne schwaben.
Und viele ferne Schwestern ahnt sie stehen
Und hohe Schiffe hin und wider gehen.

Turmbesteigung.

Ich wandle Stufen und bin reich,
Dem Blick scheint alles neugestaltet:
Die Stadt sieht einer Blume gleich,
Die blühend sich dem Licht entfaltet.

Der Seele aber ist, sie sei
Den Glocken gleich, die Wohlklang sinnen,
Und wieder ahnt sie groß und frei
Der blauen Ferne Ströme rinnen.

Was rings im großen sich erfüllt,
Was groß die weiten Kreise weben,
Das ist's, was mählich sich enthüllt —
Was noch Gewölk ist, wird verschweben.

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 33

Adeline Petitpierrers Schidal war Rahel tief zu Herzen gegangen. Der trostlose Anblick, den das ehemals so stolze Antlitz trug, die gebeugte, zusammengekommene Gestalt, und das jammervolle Weinen, mit dem die Herrin vom weißen Hause in den Wagen gestiegen, der sie in ihr Grab führen sollte, hatte sich ihr auf unauslösbare Weise eingeprägt. Die gespenstischen Bewegungen, mit denen Karoline im Dunkel des Gefährtes verschwunden war, das schmerzlich verzogene Gesicht Belusas, der Frau Petitpierre trost seiner Gicht auf ihrer letzten Ausfahrt selbst fahren wollte, bedrückte sie ohne Aufhören.

Sie irrte im Hause herum, in dem nur sie, ihre Mutter und die Köchin zurückgeblieben, beide hielten sich in Küche und Mähzimmer auf, und Rahel kam sich in den vielen weiten Räumen verloren vor. Traß Ottilie bei ihren häuslichen Geschäften mit ihrer Tochter zusammen, so weinte und jammerte sie, denn sie war erschüttert, und gänzlich unwissend und unvorbereitet der Erscheinung der Geisteskrankheit gegenübergestanden, so daß sie sich überall fürchtete wie ein Kind,

und sich kaum traute, in ein finsternes Zimmer zu treten, geschweige denn in das, welches ihre Verwandte bewohnt hatte. Es wurde verschlossen und unbewohnt gelassen.

Rahel suchte ihre Mutter zu beruhigen und sie wieder in die Bahnen des täglichen Lebens zu führen, was ihr auch nach und nach gelang. Sie wurde die Führende. Das Haus, der Garten, die Weinberge boten Arbeit genug, und verlangten Umsicht und Interesse. Rahel widmete sich mit Eifer der neuen Aufgabe. Sie wunderte sich, daß ihr die ersten Wochen nach Adelines Eintritt in die Irrenanstalt wie ziehende Wolken vorüberglichen. Als aber alles wieder im gewohnten Geleise rollte, als überall die Berufenen an ihrem Platz standen, als die Wogen der Erregung, und die Tränenströme ihrer Mutter versiegten, da machte sich die große Leere im weißen Hause bemerkbar. Eine Stille, die langsam zur Grabsstille wurde, die täglich und ständig darauf hinwies, daß das Leben allein im Erleben besteht, und täglich neu aufwachen muß, soll es etwas hervorbringen. Rahels Sehnen erstand von neuem, und breitete die Arme

aus, bereit, Schmerz und Freude ans Herz zu drücken. Sie wartete, und wußte nicht auf was.

Selbstverständlich ging sie nicht so oft wie früher zu Johannes. Sie war verschwiegen und etwas scheu ihm gegenüber geworden, und er, dessen Feinfühligkeit bis zum Erkennen ihrer Gedanken ging, fragte nicht. Ihr Zusammensein war ein äußerliches, ihre Gespräche gingen nicht in die Tiefe. Er hatte einmal nach Sidney gefragt, und Rahel hatte geantwortet, daß sie und ihr Jugendfreund sich sehr selten schrieben. Tante Marie behauptete, daß er nicht glücklich sei, und daß auch sein Schaffen ihn nicht befriedige. Johannes bedauerte das. Mehr redeten sie nicht über den Mann, der beiden, Johannes so wie Rahel, ein Ideal gewesen und noch war.

In dieser Zeit des Nebeneinandergehens, nicht der Entfernung, wohl aber der Zurückhaltung, ließ Frau Uttinger Rahel zu sich bitten. Die alte Frau litt unter Herzbeschwerden, und verließ seit einigen Tagen das Bett nicht mehr. Ihre Schwäche leitete alle ihre Gedanken der Ewigkeit zu, und von ihr zurück zu ihrem Sohn, den sie allein zurücklassen sollte. Sein Schicksal hielt sie auf der Erde fest, und hinderte sie, mit Freude an das Ende ihrer Pilgerfahrt zu denken. Sie suchte in ihrer Bangnis nach der Hand Gottes und fand sie nicht. Ihr Vertrauen wankte. Daß Johannes seinen Gott im Herzen trug, sich von ihm führen und trösten ließ, das wußte sie. Wer aber nahm sich des Irdischen an, des Alltäglichen, des Kleinen? Ihr gepreßtes Mutterherz schrie nach Hilfe. So konnte sie nicht fort. Ihre Gedanken irrten Tag und Nacht um den Sohn, und endlich rang und haderte sie mit Gott, der ihm das furchtbare Leiden des Blindseins auferlegt. Sie sank von der Höhe ihres ruhigen Vertrauens in tiefstes, ungewohntes Grau. Über ihr verzweifeltes Suchen war umsonst. Nichts und niemand antwortete ihr.

Endlich, in einer hellen, erleuchteten Stunde — die lauen Lüfte drangen bis zu ihrem blüteweissen Bett — stand plötzlich Rahels Bild vor ihr. So glänzend, visionär leuchtend, mystisch lebendig, daß sie ihre Arme ausstreckte, sie zu begrüßen. Ihr Herz klopfte, und ihre Pulse drohten die zartgedärmte Haut der Schläfen zu sprengen. Dies Gesicht kam von Gott. Gott schenkte ihr diesen Gedanken. Gott war es, der ihr das Mädchen zuführte, das allein Johannes beglücken konnte, und das allein er je geliebt hatte. Gott wollte es, er wollte es! Sie faltete die Hände in heftiger Andacht, und preßte sie dankbar zusammen. Ihre gewohnte Bedachtsamkeit verließ sie, keinen Augenblick zögerte sie, zweifelte sie, wartete sie. Sie ließ Blumen in ihr Zimmer stellen, das, entgegen ihrer einfachen Art, mit Luxus ausgestattet war, ließ eine seidene Decke über ihr Bett breiten, die schneigen Bejuge und Kissen ordnen, und erwartete mit prophetischer Sicherheit das junge Mädchen, als würde es ihr von Gott selbst zugeführt.

Rahel kam, und andächtig betrachtete Frau Uttinger ihr Gesicht, das schon den Stempel jener Menschen trug, die willens sind, Leid auf sich zu nehmen. Die Schönheit dieses Antlitzes hatte sich so entwickelt, und war so beseelt geworden, daß ihr Mutterherz in Freude bebte, ihre Hoffnung und Zuversicht aber ins Wanken kam, und doch wieder das Haupt erhob, denn so, gerade so leuchten die Augen der Opferfreudigen.

„Rahel, liebes Kind, setze dich nahe zu mir“, begann die Mutter. „Was mich zu dir reden, wie man es tut, wenn man voneinander Abschied nimmt. „Abschied“, rief Rahel. „Nein, noch nicht.“ „Aber bald“, sagte Frau Uttinger. „Nicht wahr, du ersparst mir alle Umschweife. Ich habe ein wenig Mühe zu reden, meines Herzens wegen; es ist so unruhig in mir.“

Rahel sah ihr in die Augen. Ja, es war ein Abschiednehmen, sie konnte nicht daran zweifeln. „Johannes?“ fragte sie leise, und mitleidige Tränen traten ihr in die Augen.

Frau Uttinger nickte. „Ja. Das macht mir das Sterben schwer. Was soll er in der Welt? Wie wird sein Leben sein? Bezahlte Leute — ohne Liebe. Bezahlte Hilfe — ohne Hingabe. Bezahlte Freundlichkeit — ohne Mit-Leiden.“

„Und ich?“ fragte Rahel einfach. „Bin ich nicht da? Ich bin doch wie eine Schwester für ihn, und könnte ihn nicht lieber haben, wenn er mein Bruder wäre.“

Frau Uttinger sah sie durchdringend an. „Ja. Aber wenn du fortfährst? Wenn du heiratest und Mann und Kinder hast? Was dann? Was ist dir Johannes dann noch?“ Sie schlug plötzlich beide Hände vor die Augen, und Rahel sah die Frau, die sie, solange sie lebte, nie anders als gelassen, ergeben, stark und voll Glauben und Vertrauen gesehen, in hilflose Tränen ausbrechen. Das erschütterte sie tief. Sie streichelte der Frau die silbernen Haare. „Arme Mutter“, sagte sie einfach.

Frau Uttinger griff dies Wort hastig auf. „Rahel, Rahel, wenn du mir diesen Namen in Wahrheit geben wolltest, wenn ich deine Mutter werden dürfte, wenn du mein Kind werden könnetest... Rahel, kannst du es nicht? Willst du, Rahel?“ Sie richtete sich hastig im Bett auf und faltete die Hände.

Rahel begriff sofort, was Frau Uttinger meinte. Ihr ganzes Wesen wehrte sich und fürchtete sich. Nein, nein, nein, das nicht! schrie es in ihr! Ihre Seele wich weit zurück. Aber Frau Uttingers tastende Hand griff bittend nach der ihren. Rahels Mitleid bedrohte ihr Wollen und schwächte es. Rahel antwortete nicht. Lange sprach keines der beiden. Frau Uttinger störte Rahel mit keinem Wort, griff aber in diesen lautlosen Kampf mit heißen Wünschen und starkem Willen mächtig ein.

Endlich sagte Rahel zögernd: „Ich will morgen kommen und Ihnen antworten. Heute kann ich es nicht. Und sagen Sie Johannes kein Wort von dem was wir geredet — gedacht — haben, ich bitte Sie. Ich werde es ihm selbst sagen, wenn ich kann.“

Frau Uttinger sagte nichts, sah aber Rahel unermäßlich dankbar an. Die angstvolle Qual schwieg, und Ruhe zog in ihre Seele ein, trotzdem sie sich bewußt war, daß sie ein Unrecht an Rahel beging. Sie schlief mit dem Gedanken ein, daß Johannes glücklich werden würde, und im Schlaf trug ihr Antlitz den Ausdruck der Verklärtheit. Oft sehen Gesichter nach dem Sterben so aus, unirdisch, demütig und dennoch mit dem beinahe schelmischen Ausdruck der Überwinden.

Leise war Rahel hinausgegangen. Ihr war zumute, als komme sie von einem Sterbebett. Aber auch, als habe sie selbst Liebes und kostbares begraben. Still ging sie heim. Lautlos öffneten und schlossen sich die Türen im

weißen Haus, kein Fenster knarrte, kein Straßenlärm drang in die tiefen Zimmer, man hörte keine Tritte. Das herrische Rauschen der seidenen Röcke schwieg längst, die befahlende Stimme fehlte und war stumm geworden, niemand kam, niemand ging. Ottolie war in die Stadt gefahren, Belusa lag seit seiner letzten Ausfahrt mit seiner Herrin im Spital, die Kächin saß allein in ihrer Küche.

Es wurde Rahel bange zu Mute. Sie ging in den Garten und stieg neben dem Weinberg die Stufen hinauf zu der kleinen hölzernen Bank, die dort unter Haselbüscheln stand. Man sah über den ganzen See hinweg, bis hinüber zu den Schneebürgern. Da saß sie nun stundenlang, die Hände im Schoß gefaltet, und rührte sich nicht. Da sich ihre Zukunft zu gestalten im Begriffe war, zog die Vergangenheit an ihr vorüber. Alle die Bilder, die sich ihr spiegelten, trugen Wehmutschleier, gingen gesenkten Hauptes. Sie sehnte sich plötzlich nach Sidnen, und begriff es nicht, daß sie ihn so lange und ganz vergessen. Ach Sidnen, wo bist du? Der Schein seiner blauen Augen, die ihr einstmals — es war noch nicht so lange her — so viel gewesen, wurde lebendig. Wie war sie so allein! Zu wem gehörte sie, wer gehörte zu ihr? Von dem Jugendfreund glitten die Gedanken zu Tante Ulrike hinüber, zu der Starken, Einsamen, die die Zögernende erinnert, der Zagenden Mut zugesprochen, so wie sie hätte Rahel lieben mögen, so hätte sie geliebt sein wollen mit ganzer Seele, mit jauchzender Überzeugung. Und wie hatte sie geliebt? Nutzlos blieb ihre erste Liebe, und scheu hatte sie sie versteckt, und ihre zweite endete mit leiser Selbstverachtung, da sie, wie ihr schien, keinerlei Früchte getragen. Ach, hätte Sidnen sie an sein Herz genommen, es wären wohl alle Knospen aufgesprungen.

Johannes? Ach ja, Johannes. Zaudernd, beinahe die Augen schließend sah sie sein Bild vor ihr aufsteigen, und begann an ihn zu denken, der ihr Freund, Lehrer, Kamerad, Führer gewesen, und der ihr nun plötzlich fremd erschien in der neuen Beleuchtung. Sie wußte wohl, was ihr Johannes war. Sie erkannte deutlich, wer er war, und war ihm für seine innige, schweigende, selbstlose Liebe dankbar. Sie wußte, daß er ihr nie Schmerz zufügen würde, daß sie um seinetwillen nie Leid erfahren werde. Aber auch nie Glück, schrie es wiederum in ihr, niemals Glück.

Rahel war wie unter einem Bann. Eigentlich wußte sie vom ersten Augenblide an, daß sie Frau Attingers Wunsch erfüllen wollte, und trotzdem wehrte sie sich verzweifelt dagegen, einen Schritt zu tun, der sie in ein unbekanntes Land führen würde, und von dem es ihr schien, als sei es kein natürlicher Schritt, keiner, den sie tun müsse. Sie wollte blind sein, denn wenn sie hätte hinabsteigen wollen bis zu dem, was doch klar und deutlich ihr lebendig war, und das sie nicht kennen, oder anerkennen wollte, so hätte sie sehen müssen, daß es ihre Aufgabe nicht war, das Opfer ihres Wesens zu bringen. Sie hätte sehen können, daß ihr Wesen darin bestand, zu lieben, wo Liebe ihr selbstverständlich, richtig, begehrswert erschien. Sie fühlte, daß



Heimgefunden. — Nach einem Gemälde von C. Zewy.

sie nicht zu den Frauen gehörte, die sich aus einer halben Liebe eine ganze zu ziehen verstehen. Sie hatte von jeher geliebt, oder nicht geliebt, Sympathie empfunden, oder Antipathie. Nun wollte sie sich, aus Trägheit der Seele, aus müder Nachgiebigkeit, aus Hingabebedürfnis, aus Mitleid, aus ererbten Begriffen von Barmherzigkeit verlieren. Daß auch Furcht vor dem Alleinsein, Sehnsucht nach Liebe, Begehren nach der Zärtlichkeit eines Mannes mitsprachen, verhöhnte sie sich nicht. Sie meinte sich ernstlich zu prüfen, wenn sie sich die Frage vorlegte, ob sie Johannes werde lieben können, ob sie seine Küsse, seine Umarmungen werde ertragen können, und meinte durchaus ehrlich zu sein, wenn sie sich zugestand, daß sie als Weib von Johannes nicht angezogen werde. Aber sie verdrängte sofort diesen natürlichen Wunsch angezogen zu werden. Sie wollte dienen, wollte Opfer bringen, und meinte, daß körperliches Empfinden, verliebtes Fühlen da nur hinderlich sein könnten. Sie verwarf, was natürlich ist, und nahm auf sich, was ihr Überwindung kostete. Sie steigerte sich in eine Art von fanatischem Nebel hinein, der sie nicht klar sehen ließ. Dieser Nebel hinderte sie, sich einzustehen, daß sie trotzdem hoffte, war das Opfer einmal gebracht, auch selbst Liebe zu empfinden und glücklich zu werden. Darum schien ihr das Leben, in das sie hinein gehen wollte, farbig und schön, und was sie hatte und aufgeben wollte, grau und unscheinbar.

(Fortsetzung folgt.)